

Tradition und sozialer Wandel

Autor(en): **Molnar, Thomas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **51 (1971-1972)**

Heft 12

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

eine derartige Bilanz zu ziehen. Wohl aber ging es darum, Elemente zu einer Würdigung der «geheimen Verführer» aufzudecken, die in der Regel übersehen werden. Wie bei anderen gesellschaftlichen Einrichtungen stellt sich dabei heraus, dass die Ambivalenz zu ihrem Wesen gehört. Wer bestimmte Vorteile haben will, muss unausweichlich auch Nachteile in Kauf nehmen.

THOMAS MOLNAR

Tradition und sozialer Wandel

Schillernder Traditionsbegriff

Der Begriff der «Tradition» ist, wie viele andere bedeutungsvolle Begriffe, heute zum abgenutzten Schlagwort geworden. Manche Zeitgenossen blicken ausschliesslich in die Zukunft und achten die Tradition gering – ohne zu wissen, worum es sich dabei eigentlich handelt. Andere halten die Tradition hoch, verstehen ihren Sinn aber oft auch nicht wirklich. Während jene in der Tradition das Gegenteil jeder Veränderung sehen, wissen diese nicht recht, worin der Unterschied zwischen der Tradition und dem bloss Altertümlichen besteht.

In Tat und Wahrheit handelt es sich bei der Tradition um einen dynamischen Begriff, der sich grundlegend von den heute geläufigen Klischeevorstellungen unterscheidet. Den archaischen Gemeinschaften diente ein «heiliges Urbild» als eine Art von Modell, auf das sie sich um ihrer Selbsterneuerung willen immer wieder zurückbesannen. Die regelmässige «Rückkehr zu den Ursprüngen» verlieh dem archaischen Menschen die Kraft, seine gesellschaftliche Existenz weiterzuführen. Dank dem heiligen Urbild vermochte seine Gemeinschaft im überlieferten Sinne fortzubestehen; nur mit seiner Hilfe liess sich der durch das Fortschreiten der Zeit bedingte Degenerationsprozess aufhalten, und auf seiner Grundlage entwickelte sich neues Leben. Im grossen und ganzen handelte es sich hier also um eine

durchaus statische Auffassung der Tradition. Sie stand in diametralem Gegensatz zu den Erscheinungen der Erneuerung und des Wandels, die man als Zeichen des Zerfalls, als ein Abweichen vom heiligen Urbild interpretierte.

Diese Art des Traditionsverständnisses wurde erstmals von den griechischen Philosophen in Frage gestellt. So beschäftigte sich beispielsweise *Platon* eingehend mit dem Phänomen des Zerfalls der menschlichen Gesellschaft. Er sah darin nicht mehr ausschliesslich eine gleichsam mechanische Zwangsläufigkeit, sondern charakterisierte es als eine Unordnung der Seele, die sich von der älteren auf die jüngere Generation, von den wenigen auf die vielen verbreitet, die sich aber immer noch innerhalb eines Bereiches offenbart, wo die menschliche Seele zu widerstehen und sich zu heilen vermag. Ohne sich von der pessimistischen Grundhaltung der griechischen Geschichtsphilosophie und ihrer Auffassung von der «ewigen Wiederkehr», der Anakyklosis, zu entfernen, deutete Platon doch zum erstenmal an, dass Kontinuität und Wandel miteinander vereinbar seien.

Entsprechend der jüdischen und insbesondere der christlichen Lehre verkörpert nicht mehr die Vergangenheit die verpflichtende Norm. Ebenso wenig ist diese Norm in einer durch kosmogonische Mythen interpretierten kosmischen Ordnung begründet. Vielmehr liegt sie in der ewigen Ordnung, die sich freilich in der Zeit offenbart und auch die Zukunft in sich einschliesst. Damit nimmt Gott selbst an der Geschichte teil und lenkt Menschen und Völker auf die von ihm gesetzten Ziele hin. Der Gott der Christen und Juden ist weder unbewegt, wie es die primitiven Gottheiten sind, noch ist er völlig bewegt, wie dies die Vertreter der Existentialtheologie, *Bultmann*, *Gogarten* und *Karl Rahner*, lehren. Nach ihrer Auffassung beginnt nämlich die Geschichte mit jedem Augenblick und mit jeder individuellen Entscheidung von neuem. «Jeder Moment ist eschatologisch», schreibt Rudolf Bultmann.

Tradition heisst nicht nur Vergangenheit

Wie müsste nun eine gute Umschreibung des Begriffspaares «Tradition und Wandel» lauten? Meiner Ansicht nach lieferte sie *John Henry Newman* in seinem «*Essay on the Development of Christian Doctrine*»: «Eine echte Entwicklung kann als jene Art der Entwicklung charakterisiert werden, die den Verlauf früherer Geschehnisse in sich bewahrt; sie ist eine Ergänzung, welche die geistigen Voraussetzungen, die ihr zugrundeliegen, verdeutlicht und nicht verschleiert, erklärt und nicht gehässig kritisiert. Dies ist das wesentliche Merkmal einer Entwicklung, und darin unterscheidet sie sich von einer Verfälschung und Entartung.»

Wenn wir über diese gehaltvolle Definition nachdenken, so erkennen wir, dass die Tradition nicht mit der Vergangenheit schlechthin gleichzusetzen ist. Vielmehr bedeutet sie die gelebte, unmittelbar mit der Gegenwart und Zukunft verbundene Vergangenheit. Für den einzelnen Menschen – oder nehmen wir den günstigsten Fall: für den gebildeten Menschen – vergegenwärtigen unzählige Ereignisse diese gleichsam geistige Koexistenz, deren Grundlage die gemeinsame Erfahrung und die gemeinsame Sicht der Wirklichkeit sind, so wie sie sich darstellen in historischen Geschehnissen, in politischen Entscheidungen, in den von früheren Generationen als Wegweiser hinterlassenen literarischen Werken oder auch nur in den Spuren längst verstorbener Menschen, mit denen er sich über alle Schranken der Zeit hinweg unterhält. Dieses Gespräch wird von beiden Partnern bestritten. Wenn immer wir uns die Mühe nehmen, eine Frage zu stellen, erhalten wir eine Antwort. In der Vergangenheit lebten, litten, hofften und starben ja auch Menschen, so dass unsere Zeit immer wieder auf ein Echo aus früheren Zeiten stösst und unserem Fragen und Suchen klar verständliche Antworten zuteil werden.

In der Tat besteht ein unablässiger geistiger Austausch zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Diese befragt jene und gestaltet sie ihrerseits im Lichte neuer Erfahrungen um. Wie könnten wir denn sonst die von früheren Generationen geschaffenen literarischen Werke lesen? Wenn wirklich, wie man heute fast täglich hört, unüberbrückbare Abgründe zwischen den Generationen bestehen und im Verlauf der Epochen grundlegende biologisch-psychologische Veränderungen eintreten, wie könnte dann ich, ein Kind des 20. Jahrhunderts, nicht nur *über* Platon und Pascal Betrachtungen anstellen, sondern *mit* ihnen über die genau gleichen Probleme nachdenken, so etwa über die Missstände unserer verschiedenen und im Grunde doch gleichen Gesellschaften oder über die durch schweigende Räume und stumme Objekte hervorgerufene Daseinsangst? Bei einem bestimmten Punkt der geistigen Durchdringung kommt selbst der Verschiedenheit der äusseren Begleitumstände keine grosse Bedeutung mehr zu, so allgemein sind die Erfahrungen und die Schmerzen, welche ein Nachdenken über sie verursacht.

Vom Individuum zur Gemeinschaft

Dies alles gilt für den – gebildeten – Einzelmenschen. Für eine Gemeinschaft, für ein Volk, findet die Realität der Tradition ihren angemessenen Ausdruck in den Ordnungssymbolen, welche die Zeiten überdauern. Unter «Ordnung» verstehe ich hier nicht etwa ein durch das positive Recht gesichertes System; vielmehr handelt es sich um jene Art der Ordnung, zu

der eine Gemeinschaft auf dem Weg der Interpretation ihres Fortschreitens vom Chaos zum Kosmos, von der Nicht-Existenz zu der für den Verstand erkennbaren Existenz, vom Zustand der Zerstreuung zu dem der Einheit gelangt. Ich möchte mich hier nicht in Verallgemeinerungen ergehen. Wir können den konkreten Sachverhalt erkennen, wenn wir uns an die geistige Verfassung jener Zeitgenossen erinnern, für die jede Form des geschichtlichen und gesellschaftlichen Daseins bedeutungslos im eigentlichen Sinn des Wortes ist und die in der Gemeinschaftserfahrung eine von der «Machtelite» aus selbstsüchtigen Motiven geförderte Irreführung oder ausschliesslich das Endergebnis sozio-ökonomischer Komponenten sehen. Nicht nur Anarchisten, sondern auch manche geachtete Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens behaupten heute gerne, die «Gesellschaft» sei ein abstrakter Begriff und nur das Individuum existiere wirklich.

Dieser neuerdings verbreitete Nominalismus ist zerstörerisch und töricht. Die Gesellschaft ist, wie Platon sagte, «der Mensch im Grossen». Diese Aussage lässt sich leicht durch die Tatsache belegen, dass ebensowenig wie zwei Menschen zwei Gemeinschaften miteinander vertauschbar sind, verkörpern doch Individuen wie Gemeinschaften Erfahrungen, die nur in einem gegebenen Rahmen sinnvoll erscheinen, Erfahrungen, welche die Wirklichkeit des Daseins in die Sprache besonderer, den jeweils Beteiligten gemeinsamen Verhältnisse übersetzen. Das «wirkliche Individuum» existiert ebensowenig wie Rousseaus «natürlicher Mensch». Jeder Mensch – Tarzan möglicherweise ausgenommen – ist von Geburt an umgeben von den Zeichen, Symbolen und Wegweisern der Gemeinschaft und wird von ihnen geformt, sobald er zu fühlen, zu handeln und zu denken beginnt. Sogar sein Freiheitsverständnis wird von der Gemeinschaftserfahrung der Freiheit oder ihres Fehlens geprägt.

Handeln wider die Tradition

Das bisher Gesagte steht nun keineswegs im Widerspruch zu Erneuerung und Wandel. Entsprechend Newmans Definition des Entwicklungsbegriffs weist es sogar darauf hin. Die richtig verstandene Tradition verlangt nämlich geradezu nach Ergänzungen, welche die überkommene Ordnung fortwährend verdeutlichen und, bildlich gesprochen, jeweils ein *Pluszeichen* neben sie setzen. Die Schwierigkeit besteht natürlich darin, das Gewicht und die Richtung solcher Pluszeichen richtig einzuschätzen. In der Regel lässt sich auch dies nur auf dem Wege der negativen Auslese ermitteln: Wir scheinen zu wissen, was *nicht* zu unserer Tradition gehört und was unserer Auffassung von der Struktur der Wirklichkeit widerspricht. Die Zeit und die gemein-

same Erfahrung legen uns dann nahe, was weitergegeben, was fallengelassen oder neu aufgenommen werden soll. Allerdings muss sich die Gemeinschaft auch vor Druckversuchen, namentlich vor radikaler Unduldsamkeit und vor Interpretationswillkür, schützen.

Diese Aussage bedarf sogleich einer einschränkenden Präzisierung. Viele bedeutende Gestalten der Weltgeschichte handelten mitunter ganz bewusst der Tradition *zuwider*. Die von ihnen jeweils neu geschaffenen Situationen erschienen freilich in der Rückschau als Weiterentwicklungen der Tradition. So veranlasste Alexander der Grosse von Makedonien im Verlauf von nur zehn Jahren die Hellenen, ihre althergebrachte Abneigung gegenüber den asiatischen Barbaren zu überwinden, ordnete die Hochzeit von zehntausend seiner Soldaten mit persischen Töchtern an und führte das orientalisch Hofzeremoniell, beispielsweise die Proskynese, an seinem Hof ein. Die Makedonen und Griechen murrten zwar – aber Alexander hatte den hellenischen Gesichtskreis ausgeweitet und zugleich die mediterrane Welt neuen Einflüssen zugänglich gemacht. Als ein weiteres Beispiel sei der Apostel Paulus erwähnt, der mit der Tradition des Gesetzes brach und die christliche Religion auch den Nichtjuden nahebrachte. Ähnliches gilt für Kaiser Konstantin, der fast mit einem Schlag den uralten heidnischen Staat beseitigte, das Christentum förderte und diesem zahlreiche der heidnischen Tradition eigentümliche heilige Symbole, Gegenstände und Zeremonien vermittelte, wie Weihrauch, Kerzen, Votivgaben, Weihwasser, Prozessionen, Tonsur und Ehering.

In allen hier genannten Fällen lagen die entscheidenden Massnahmen ausserhalb des Bereichs der Tradition; ja, sie liefen ihr sogar deutlich *zuwider*. Und doch wissen wir heute, dass von der alten Überlieferung etwas Positives in die späteren Zeiten hinübergerettet wurde. Es handelte sich also, in Newmans Worten, um eine «Bekräftigung der Tradition» und nicht um eine Verfälschung. In einem grösseren Rahmen spielte sich der gleiche Prozess ab, als die kosmogonischen Mythen den durch den Verstand erkennbaren Darstellungen der Struktur der Wirklichkeit, die Offenbarung der Philosophie Platz machten.

Ein Widerspruch?

Hier scheint ein Widerspruch zu liegen: Einerseits wissen wir als Mitglieder einer Gemeinschaft, wann eine Entscheidung, eine Tat, eine Wahl der Tradition *zuwiderläuft*, andererseits setzen sich grosse Einzelpersonlichkeiten mitunter über dieses Wissen hinweg und lenken die Entwicklung auf neue Bahnen. Der Widerspruch lässt sich lösen, wenn wir mit aller gebotenen Bescheidenheit eingestehen, dass uns nur ein kurzes Leben beschieden ist,

und dass wir nicht in die Zukunft zu blicken vermögen. Folglich können wir kaum zum Voraus wissen, welche unserer Entscheidungen Teile der Tradition bleiben werden. Ebensovienig besitzen wir die Fähigkeit, schon während dem Ablauf des Geschehens den Augenblick zu bezeichnen, in dem sich die Tradition ausweitert. Wir können dies nur im Rückblick auf die Ereignisse, das heisst auf dem Weg einer historischen Betrachtung tun.

Dies soll freilich keineswegs heissen, dass wir dazu verurteilt sind, uns blind und äusserst behutsam innerhalb unserer Tradition vorwärtszutasten. Wie wir gerade sehen werden, lässt sich das «Profil» einer Tradition deutlich erkennen. Ohne Übertreibung kann man daher behaupten, dass sich die Menschen fast ohne zu irren innerhalb ihrer Tradition bewegen. Die «Pluszeichen», die sie der Vergangenheit zufügen, sind in der Mehrzahl der Fälle nicht Ausfluss persönlicher Vorliebe oder Abneigung, sondern Annäherungen an eine angesichts neuer Gegebenheiten in neuem Licht erscheinende Tradition.

Dennoch entwickelt sich die Tradition nicht auf gleichsam automatische Weise weiter. Der archaische Mensch machte die richtige Beobachtung, dass die Gemeinschaften im Verlauf der Zeit einem Zerfallsprozess anheimfallen. Der moderne Mensch, der kein regenerierendes «heiliges Vorbild» mehr anerkennt, trägt eine schwerere Bürde. Er trägt das Vorbild sozusagen mit sich und versichert sich seiner Gültigkeit, indem er die Tradition studiert und in sich aufnimmt. Die Zeit greift auch seine Gesellschaft an, sofern er sie nicht mit Sorgfalt und Umsicht verbessert und neu gestaltet. Sorgfalt und Umsicht tun not, weil, wie Eric Voegelin schrieb, «sich die Wahrheit in der Geschichte nicht nur auf eine einzige Weise offenbart, sondern in komplizierten Formen, Parallelen, Annäherungen und Verschmelzungen».

All dies könnte den Eindruck erwecken, die Tradition sei ein reichlich verschwommenes Phänomen. Besonders der Begriff «westliche Tradition» neigt dazu, sich im Dickicht ideologischer Auseinandersetzungen zu verflüchtigen. Dieser Auffassung könnte man entgegenhalten, dass man häufig erst durch die Erkenntnis des Andersartigen zur Selbsterkenntnis gelangt. Ein Vergleich mit anderen Traditionen führt uns das Wesen unserer eigenen Tradition deutlich vor Augen.

Zur Tradition archaischer Gesellschaften

«Der Islam», schreibt Gustav von Grunebaum, «ist insofern eminent human, als er den Menschen so nimmt, wie er ist; aber er ist nicht humanistisch, da es seinem Wesen nicht entspricht, die Anlagen des Menschen aufzuzeigen und optimal zu entwickeln, und da er nie zur Einsicht gelangte, dass die

Bildung des Menschen die wichtigste und vornehmste Aufgabe der Zivilisation ist.» Die Fähigkeit des Moslems, allem Geschehen mit Gelassenheit gegenüberzustehen, so fährt er in seinem Buch «Der Islam im Mittelalter» fort, konnte sich nur aufgrund der statischen Auffassung von der idealen Welt und der idealen Gesellschaft entwickeln. Dieser Sachverhalt kommt deutlich in der ganzen Geschichte des Islams zum Ausdruck.

Die weltlichen und geistlichen Autoritäten der islamischen Welt bewahrten die Tradition und leisteten daneben wenig anderes. Religion und Erziehung beschränkten sich auf endlose Wiederholungen heiliger Texte und Riten; soziale Institutionen stagnierten praktisch, sozialer Wandel wurde vermieden, und die Beziehungen zwischen den Klassen blieben statisch. Die Ideen der grossen arabischen Philosophen beeinflussten nie die islamische Staatskunst; sie gestalteten hingegen das mittelalterliche Abendland völlig um. Erst von den christlichen Missionaren gingen Anregungen für eine gewisse Mobilität aus, und sie setzten sich für die Errichtung wohlthätiger Stiftungen, Berufsschulen, Altersheimen, Waisenhäuser und Heimstätten für ledige Mütter ein.

Auch ein Blick auf die afrikanischen Stammesgemeinschaften zeigt, dass sie der Entfaltung des Individuums abhold sind. Dies ist der Preis, den der Stammesangehörige für die Sicherheit von der Wiege bis zum Grab entrichten muss. Eine Verbesserung seines Ernteertrags weckt im Stamm den Verdacht, er habe Umgang mit bösen Geistern; persönlicher Ehrgeiz wird infolge der Verpflichtungen gegenüber der ganzen Grossfamilie gelähmt; überdurchschnittliche persönliche Qualitäten erregen die Eifersucht des Häuptlings. Selbst in den Staaten des heute entkolonialisierten Afrikas übernimmt ein Regierungsbeamter lieber eine Stelle im Ausland als in der Heimat, denn hier erhebt seine weitverzweigte Familie Anspruch auf alle seine Besitztümer und selbst auf seine Person.

Die orientalischen Völker verhielten sich, mit der Ausnahme der Chinesen und Japaner, in dieser Hinsicht gleich. Das Individuum hat sich stets dem Kollektiv unterzuordnen. «In der Harmonie mit dem Stammesleben und mit der Ordnung der umgebenden Natur sah man das Abbild der geheiligten kosmischen Ordnung. Das Leben war statisch und konservativ, denn der alles bestimmende, entscheidende Ausgangspunkt lag in der Vergangenheit. Damals hatte sich die heilige Ordnung in einem heiligen Moment und an einem heiligen Ort offenbart», schreibt der indonesische Schriftsteller und Philosoph S. Takdir Alisjabana. Es erstaunt daher nicht, dass noch heute im halbwegs modernisierten Indonesien die Autorität auf einem Charisma beruht, auf einem irrationalen Leitbild, das emotionale Reaktionen hervorruft. Kritik erscheint im allgemeinen als Ausdruck grundsätzlicher Gegnerschaft.

Dies sind einige wenige, ausschlaggebende Wesensmerkmale *anderer* Traditionen. Ihre Träger sind stets archaisch strukturierte Gesellschaften, die sich auf ein Vorbild aus der Vergangenheit beziehen. Sie sind ihm in so hohem Masse verpflichtet, dass eine Zerstörung der traditionellen Werte tiefe und womöglich nicht wieder gutzumachende Zerfallserscheinungen verursacht. In der Regel fällt es ihnen ausserordentlich schwer, den Wandel mit ihrer historischen Kontinuität in Einklang zu bringen, oder sie sind dazu überhaupt nicht in der Lage. Trotzdem – oder vielleicht gerade deswegen – findet der westliche Mensch diese Gesellschaften in ästhetischem oder ethischem Sinne mitunter anziehend. Dies ist aber wohl nur deshalb der Fall, weil er als Besucher oder für längere Zeit Niedergelassener *bei* ihnen lebt und nicht *in* sie integriert ist.

Was heisst «abendländische Tradition»?

Der abendländischen Tradition liegt die Anerkennung der menschlichen Person als Träger des Gewissens zugrunde. Wir wollen aber festhalten, dass im Westen das Gewissen historisch betrachtet als ein eigenartiges Phänomen in Erscheinung tritt. Es zerfällt in verschiedene Aspekte, die in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen und gerade dadurch wieder zusammengehalten werden. Spannungen bestanden und bestehen beispielsweise zwischen Stammesrecht und sittlichem Gesetz, zwischen jüdischem König und jüdischem Propheten, zwischen «Antigone» und «Kreon», zwischen Staat und Kirche.

Aus diesem Spannungszustand entwickelte sich allmählich die wichtige Erkenntnis, dass der Mensch die Fähigkeit hat, «umzukehren», wie es im Begriff der *Periagoge* in Platons Höhlengleichnis zum Ausdruck kommt, dass er sich also durch eine Bewegung seiner Seele und seines Intellekts zu einer anderen Betrachtungsweise durchringen kann.

Der Begriff der *Periagoge* bezeichnet jene Bewegung der Umkehr, welche nicht einen Wandel der Substanz der Seele voraussetzt, wohl aber ein neues Verständnis. Es handelt sich dabei nicht unbedingt um ein mystisches Erlebnis, sondern vielmehr um eine philosophische Erfahrung. Aber selbst wenn eine mystische Erfahrung vorliegt, so liegt es im Wesen des Mystischen im westlichen – im Gegensatz zum buddhistischen – Sinn, «umzukehren» und sich dem Mitmenschen zuzuwenden, um mit ihm den Überfluss der Erfahrungen und des geistigen Reichtums zu teilen. Dies ist natürlich nichts anderes als die Liebe. In der westlichen Tradition äussert sie sich in der Anerkennung unseres Rechts, ja unserer Pflicht, Einfluss auszuüben, zu lehren und Kanäle, beispielsweise institutionelle Kanäle, zu öffnen, um die Umwelt zu «bekehren», zu beeinflussen, zu verändern. (Im

kaiserlichen China lernte der mandarinische Beamte die konfuzianischen Texte auswendig. Im Islam stellte, wie wir oben sahen, der Koran die Quelle jeder Autorität dar. In beiden Traditionen trat das Element der «Umkehr», der Zuwendung zum Mitmenschen, kaum jemals in Erscheinung, und es existierten keine Institutionen, die einen anderen als den geheiligten Einfluss der Regierung übermitteln hätten.)

Auf diesen philosophischen Voraussetzungen gründen unsere persönlichen Rechte, so das Recht, etwas neu in Gang zu setzen, das Recht zur öffentlichen Betätigung, das Recht auf Eigentum. Das menschliche Gewissen bleibt nicht ausschliesslich auf die spekulative Meditation beschränkt – ganz im Gegenteil: es manifestiert sich auch im Bereich der Objekte, das heisst der Wissenschaften, im Bereich der Vergangenheit, das heisst des von früheren Generationen übermachten Erbes, und es erfasst selbst die Zukunft. Es handelt sich hier um eine in den meisten anderen Traditionen fast unbekannte Erscheinung. Wenn sie uns bekannt ist, so müssen wir uns auch bemühen, ihre Wurzeln, ihre Voraussetzungen, ihre Entwicklungsgeschichte zu erkennen und vor allem auch die Gründe, sie zu verteidigen.

WALTER SCHENKER

Das Verhältnis des Deutschschweizers zum Hochdeutschen

Mundart ist in der deutschen Schweiz die selbstverständliche Umgangssprache. Ebenso selbstverständlich ist das Hochdeutsche als Schriftsprache. Die Doppelheit von Mundart und Schriftsprache in der deutschen Schweiz gründet auf eben diesen zwei Selbstverständlichkeiten.

Das Umschalten von mündlichem Umgang auf Lesen oder Schreiben ist obligatorisch gekoppelt mit dem Wechsel der Sprachform. Da es zum Alltäglichen gehört, dass Sprache nicht nur gesprochen und gehört, sondern auch gelesen und geschrieben wird, denn wer liest keine Zeitung, wer schreibt oder erhält keine Briefe, da der Wechsel vom Gesprochenen zum Geschriebenen für jedermann zum Alltäglichen gehört, gehört auch der Wechsel von der Sprachform schweizerdeutsche Mundart zur Sprachform